

Dialog statt Predigt?

Beim deutschen Katholikentag 1970 in Trier wurde die Forderung verkündet, die traditionelle Predigt künftig durch eine modernere Form der Kommunikation zu ersetzen. Die Forderung hat — wie manche andere — wenig Wirkung getan. Am Sonntag dürfen die Laien in der Kirche zwar ministrieren und vorlesen, vorsingen und Geld einsammeln, aber ihre Meinung sagen, das lassen sie lieber bleiben. Es ist ihnen nicht verboten. Die Würzburger Synode gestattet jedem, sein „Glaubenszeugnis“ im Gottesdienst zu sagen. Zu passenden Gelegenheiten darf (auch nach den Diözesansynoden in Österreich) auch einmal ein Laie eine Predigt halten. Aber in praxi spielt das eine wie das andere kaum eine Rolle.

I

Das hat seine guten Gründe.

1. Zunächst steht die Tradition dagegen. Priesterliche Predigt und sonntäglicher Gottesdienst gehören in den großen Konfessionen zusammen. Sie gehören nicht unbedingt vom Ursprung des Christentums her zusammen. Das alte Israel gestand dem männlichen Gemeindemitglied die freie Rede in der Versammlung der Synagoge mit Selbstverständlichkeit zu, und so hielt es auch die älteste Christengemeinde. Davon wird noch zu reden sein. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß in den Evangelien der Lehrende fast immer Jesus allein ist; die anderen haben nur zu fragen oder widerlegbare Einwände zu machen. In diese Richtung wird sich auch der altkirchliche Gottesdienst entwickelt haben, gleichzeitig mit der Durchsetzung des monarchischen Bischofsamtes. Immerhin greift noch bei Augustinus — wie man bei van der Meersch lesen kann¹ — das Volk mit kräftigen Zwischenrufen in die Predigt des Bischofs ein. Aber die Rollen liegen fest. Der Bischof hat das Sagen, die großkirchliche, die volkskirchliche Gemeinde läßt eine andere Form der Kommunikation nicht zu.

2. Ein weiterer Grund, beim Monolog der Verkündung im Gottesdienst zu bleiben, liegt in der Größe der Versammlungen. Bei einem Gottesdienst mit beispielsweise 500 Teilnehmern könnte doch jeweils nur einer reden, 499 Teilnehmer müßten schweigen, wenn sich das Gespräch nicht in Kleingruppen oder in ein allgemeines Gerede auflösen soll. Bei einem gemeinsamen Gespräch von 20 Minuten aber entfiel auf jeden der 500 Teilnehmer eine durchschnittliche Redezeit von 2,4 Sekunden.

3. Außerdem bestehen — das wird in diesem Zusammenhang oft übersehen — zwischen dem wohlüberlegten Monolog eines einzelnen und einem mehr oder minder unplanbaren Gespräch nicht nur soziologische und quantifizierbare, es bestehen auch vielfältige inhaltliche Unterschiede. Der Dialog bringt mehrere Standpunkte zur Sprache. Das ist nicht nur ein Vorteil. Die von der Botschaft der Kirche weithin erwartete stabilisierende Wirkung geht von den in einer Gesprächsgruppe vorgetragenen Meinungen sehr oft nicht aus: *quot capita tot sententiae*. Der wohlvorbereitete Monolog aber kann einen Problemzusammenhang logisch durchsichtig machen, die Widersprüche zur Synthese führen, die stabilisierende Wirkung vorprogrammieren. Ob ein Monolog deshalb immer auch manipulativ sein muß, bleibe hier eine offene Frage. Immerhin ist es nicht nur der Wunsch einfältiger, kirchengläubiger Menschen, vom Dialog im Gottesdienst verschont zu bleiben. Ich habe einmal in der Universitätskirche St. Ludwig in München im Rahmen der Predigt zum Gut-Hirten-Sonntag an vier dazu eingeladene Leute die Fragen gestellt, wie sie das aufnahmen, wenn Jesus als unser Hirt, wir als

¹ F. van der Meersch, Augustinus der Seelsorger, Köln 31951, 414, 446 u. ö.

seine Schafe dargestellt würden, und wie sie es aufnahmen, wenn ähnlich von Pfarrer und Gemeinde gesprochen werde. Das Gespräch „lief“ ganz gut. Bald darauf wurde ich aber bei einem Empfang von einem Kreis von Professoren verschiedener Fakultäten, die mehr oder minder zufällig alle in diesem Gottesdienst gewesen waren, beschworen, so etwas nie wieder zu veranstalten. Sie hätten die ganze Woche über genug Diskussionen durchzustehen oder anzuhören und wollten wenigstens sonntags einmal hören, was ein einzelner denkt.

4. Schließlich ist auch für den Prediger der Monolog einfacher und bequemer. Notfalls kann die monologische Predigt auch aus dem Stegreif vonstatten gehen. Gesprächsteilnehmer müssen aufgespürt, eingeladen, vorinformiert, mit dem Mikrophon vertraut gemacht werden usw. Gründe genug, das Scheitern der von Trier ausgegangenen Initiative verständlich zu machen.

Aber die genannte Forderung ist damit nicht erfüllt und nicht der Unangemessenheit überführt. Außer den Christen, die gern eine Predigt hören oder sie doch als das geringere Übel dem Dialog in der Kirche vorziehen und ihren guten Gründen, gibt es genug, vor allem junge Christen, die es unerträglich finden, die Predigt des Pfarrers schweigend erdulden zu müssen und ihrer Lebtag in der Kirche unmündig zu bleiben. Sie haben zumindest Paulus und das 14. Kapitel des 1. Korintherbriefs auf ihrer Seite, nach welchem jeder Gläubige in die gottesdienstliche Versammlung etwas einzubringen habe: „einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarungsrede, Glossolie oder Auslegung solcher Rede“. Die Befürworter des Dialogs können sich ferner auf das ihnen von der Würzburger Synode zugestandene Recht auf Äußerung des persönlichen Glaubenszeugnisses berufen.

Man sieht, daß die Frage Dialog oder Predigt nicht zu einem Entweder-Oder hin entschieden werden kann. Es ist vielmehr nach praktischen Möglichkeiten zu suchen, welche den geistlichen Bedürfnissen und Wünschen aller gerecht werden.

II

Solche Möglichkeiten gibt es.

1. Die einfachste Lösung des Problems heißt: abwechseln.

Hin und wieder werden auch die Befürworter des Dialogs eine Predigt vertragen und umgekehrt. Der Gottesdienst mit geistlichem Gespräch statt Predigt kann in der Gottesdienstordnung seinen festen Platz haben, z. B. monatlich zu bestimmter Zeit, wie da und dort bereits üblich. Die Regelmäßigkeit wird einen festen Teilnehmerkreis entstehen lassen.

2. Orientierung an der Teilnehmerzahl.

Es bewährt sich, Gespräche dort zu halten, wo jeder auch eine reale Chance hat, sich ins Gespräch gehörig einzubringen. In einer Gruppe von 20 Personen steht bei einem zwanzigminütigen Gespräch jedem im Schnitt eine Sprechzeit von einer Minute zur Verfügung. Das stellt wohl ein gewisses Minimum dar². Sinkt die Teilnehmerzahl unter 8, dann entsteht für den einzelnen ein gewisser Zwang, sich zu äußern. Dieser Zwang ist nicht für jeden gut. Er wird sich jedoch kaum störend bemerkbar machen in einer Gruppe, die auch sonst zusammenkommt und frei miteinander zu reden gewöhnt ist. In Gruppen von nicht viel mehr als 20 Personen lassen sich auch andere Voraussetzungen für ein gutes Gespräch leichter erfüllen: kleinerer Raum, anheimelnde Atmosphäre, Sitzordnung rund um den Tisch oder doch – vielleicht im Presbyterium der Kirche – im Kreis, bequeme Stühle, keine Lautsprechanlage, persönliche Bekanntheit der Teilnehmer, gemeinsame Erfahrungen.

² I. Reisenbichler stellt sich die oberste Grenze der Teilnehmerzahl bei 100 vor. Das ist sicher arg hoch gegriffen. Vgl. J. Müller/IV. Döring, Predigthilfen kurz und bündig, Würzburg 1976, 131.

Sind diese Voraussetzungen gegeben, dann kann entstehen, was M. Buber den „echten Dialog“ nennt, „wo jeder Teilnehmer den oder die anderen in ihrem Dasein und Sosein wirklich meint und sich ihnen mit der Intention zuwendet, daß lebendige Gegenseitigkeit sich zwischen ihm und ihnen stifte“³. Das setzt nach Buber vor allem voraus, daß der Sprecher nicht auf die Wirkung seiner Worte achten muß, daß er sich also ungeschützt äußern kann. Dazu gehört viel: Die Gruppe muß die Fähigkeit erlangt haben, jeden so anzunehmen wie er ist, sie muß dies deutlich machen können, es muß sicher sein, daß keiner die Äußerung eines anderen gegen ihn verwenden wird. Von solch „echtem Dialog“ unterscheidet Buber den „technischen“, welcher „der Notdurft der Sache dient“. Man redet, nicht um sich dem anderen zu erschließen, sondern um irgend eine Sache zu klären.

Nun würde man sicher das Gegenteil erreichen, wollte man den echten Dialog pastoral oder liturgisch verordnen und die Teilnehmer dazu drängen, „aus sich herauszugehen“. Ich halte im Gegenteil für gut, das Gespräch als einen technischen Dialog über irgendeine Sachfrage zu beginnen. Dann behält jeder die Freiheit, jederzeit auf diese Ebene zurückzukehren, und Freiheit ist gewiß die erste Voraussetzung eines echten Dialogs im Sinne M. Bubers. Geht der Gesprächsleiter schließlich zum geeigneten Zeitpunkt damit voran, von eigenen Erfahrungen, Wünschen, Vorstellungen, Ängsten, Freuden, vom eigenen Glauben zu reden, dann werden auch die anderen Teilnehmer verstehen, daß sie ungestraft „echt“ werden dürfen.

3. *Urkirchliche Formen.*

Dialogisch und doch kein Dialog sind die Reden, die Paulus vom Gottesdienst seiner Gemeinden her kennt und in 1 Kor 14 voraussetzt. Der Psalm, den irgendein Gemeindemitglied zitiert oder selbst erfunden hat, die Lehre, die ein anderer zu geben hat, ohne daß er „der Pfarrer“ oder „der Prediger“ wäre, die Offenbarungsrede, die einem Glied der Gemeinde vielleicht erst während der Versammlung eingegeben wird, das alles sind sicher dialogische Beiträge. Jeder darf sprechen, jeder wird angeredet und jeder darf hören. Und doch ergeben diese – irgendwie stilisierten, formalisierten – Beiträge keinen Dialog im eigentlichen Sinne. Da gab es in Korinth in der Regel sicher kein „Wie mein Vorredner gesagt hat . . .“ oder „Da muß ich dir widersprechen, lieber Soundso“. Die einzelnen Reden gehen vielmehr eher parallel nebeneinander her, sie richten sich „undialogisch“ an den hörenden Gott oder an die gesamte Gemeinde. Selbst das Urteil über die Rechtgläubigkeit der vorgebrachten Reden, das nach dem Text der versammelten Gemeinde (nicht dem Presbyter oder den Presbytern) zusteht, macht aus den einzelnen Glaubenszeugnissen kein Gespräch. Jedenfalls ist eine solche Form der Verkündung legitim, praktikabel, christlich. Das bezeugt nicht nur Paulus, sondern auch die Praxis des Charismatic Movement, wo die von Paulus aufgeführten Redearten spontan wieder auftauchen. Glaubenszeugnisse dieser Art sind sicher auch in einer größeren Versammlung möglich und zumindest eine Alternative zum eigentlichen Gespräch.

4. *Texte von Kleingruppen.*

Natürlich kann man von einer unvorbereiteten Versammlung nicht erwarten, daß sie plötzlich und auf Aufforderung zur charismatischen Höhe der Urgemeinde von Korinth sich erhebe. Aber es gibt Zugänge. Der eine ist, wie erwähnt, von der charismatischen Bewegung her gegeben. Ein anderer öffnet sich von der Kleingruppenarbeit her. Eine entsprechende Projektarbeit am Institut für Katechetik und Homiletik⁴ hat ergeben, daß zumindest manche Gemeinden im Gottesdienst nicht die Meinung einzelner Laien hören wollen – aus welchen Gründen auch immer. Diese Gemeinden haben aber nichts dagegen, daß eine Gruppe von Gemeindemitgliedern ihre Meinung, ihr Glaubens-

³ M. Buber, WW I, München 1962, 192.

⁴ Vgl. W. Blasig (Hg.), Praktikum für Gottesdiensthelfer, Pfeiffer-TB 122, München 1974.

zeugnis, zu Papier bringt und dies im Gottesdienst von einem Sprecher vortragen läßt. Wahrscheinlich möchte man durch eine Art Gitter oder Kontrolle vor den Subjektivitäten oder Ambitionen der Glaubensbrüder geschützt sein. Jedenfalls ergibt sich hier ein Zugang zum Glaubenszeugnis der Laien im Gottesdienst! Wenn zu erreichen ist, daß eine Jugendgruppe, ein Ausschuß, eine Schulklasse, ein geistliches oder wenigstens ein sachbezogenes Gespräch führt, dann ist meist auch möglich, daß jemand das Gesprächsergebnis zusammenfaßt und die Gruppe diesen Text nostrifiziert. Damit ist sogar ein sehr qualifiziertes Glaubenszeugnis für den Gebrauch im Gottesdienst entstanden. In meiner eigenen Gemeinde habe ich vor allem solche Äußerungen von Schulklassen und Jugendgruppen, aber auch von Ehepaaren, in den Gottesdienst eingebracht und öfters erfahren, daß diese Art von Beiträgen den besten Ausgangspunkt für ein eigentliches Gespräch beim Schülergottesdienst bietet.

5. Formalisierte Gesprächstypen.

Wir haben bereits jenen Bereich betreten, für den man die Bezeichnung „formalisierte Gespräche“ setzen könnte. In diesem Bereich bietet sich auch für den Gottesdienst großer Gruppen und Gemeinden die Möglichkeit zur dialogischen Verkündung, zumindest im weiteren Sinne:

- die klassische Dialogpredigt zwischen einem stupido und einem sapiente, wie sie schon die Barockzeit kannte,
- die gemeinsame Predigt zweier Geistlicher,
- das Podium, wie von H. W. Heitland dokumentiert⁵,
- das Forum, welches das Gespräch auf dem Podium zu einem bestimmten Zeitpunkt für alle öffnet,
- das katechetische Gespräch, wie man es mit Kindern (und nur mit ihnen!) führen kann,
- das Gespräch in Untergruppen mit abschließendem Plenum, wie es die Gemeinde St. Ursula in München praktiziert,
- das Interview mit dem Priester oder mit einem anderen Fachmann für ein spezielles Gebiet.
- Eine Fülle solcher Möglichkeiten erwähnt F. Jantsch, Pfarrer in Mödling bei Wien, in seinem Büchlein „Man kann auch anders predigen“⁶.

All diese Formalisierungen haben freilich auf Inhalt und Bedeutung des dialogischen Vorgangs großen Einfluß. Der von Buber gewünschte „echte Dialog“ ist beim „Gespräch für Zuhörer“ nicht mehr möglich, Spontanes, dem charismatischen Augenblick Entspringendes kaum noch. „Eine als Hörstück vorgeführte Unterredung ist von dem echten Gespräch brückenlos geschieden.“⁷ Dafür nähert sich hier der kerygmatische Vorgang den herkömmlichen Formen, der erwünschten administrativen Absicherung und dem Toleranzbereich der Durchschnittsgemeinde. Gegenüber der monologischen Predigt bleiben vor allem drei Vorzüge erhalten: Die Mehrzahl der Sprecher erweitert den Horizont der gegebenen Information. Jeder sieht schließlich die Sache, um die es geht, etwas anders. Zweitens bekommt der Zuhörer mehrere Identifikationsmöglichkeiten angeboten. Wenn ihm etwa der Prediger nicht zusagt, kann er vielleicht doch der Person und der Aussage eines anderen Sprechers zustimmen. Schließlich muß sich der Zuhörer eines Dialogs nicht im gleichen Maße „angepredigt“ fühlen, wie der Hörer einer konventionellen Ansprache. Er kann sich mehr als stiller Beobachter, kann sich freier fühlen und daher leichter zur Zustimmung finden.

6. Predigt-Nachgespräche.

Schließlich gibt es noch Möglichkeiten, den eigentlichen Dialog der Predigt vorausgehen oder folgen zu lassen. Die zweite Möglichkeit wird dabei häufiger realisiert. Da und dort werden oder wurden die Besucher des Gottesdienstes zum anschließenden Ge-

⁵ Das Verkündigungsgespräch, Stuttgart 1969. ⁶ Wien 1970. ⁷ M. Buber, WW I, 288.

sprach über die Predigt eingeladen. Das „Predigt-Nachgespräch“ kann nun zwei verschiedene Ziele verfolgen. Es kann dem feed-back, der Rückmeldung an den Prediger dienen, der auf diese Weise erfährt, wie seine Worte aufgenommen und verarbeitet wurden⁸. Solche Gespräche sind legitim und hilfreich. Das Nachgespräch kann aber auch dazu dienen, die Gedanken der Predigt weiterzuführen, den Lernerfolg zu verbessern⁹. Allerdings nehmen an solchen Gesprächen erfahrungsgemäß nicht sehr viele Predigthörer teil. Von 500 Besuchern eines Großstadt-Gottesdienstes mögen es vielleicht 15 oder 20 sein. Der Prediger kann sich also seine Arbeit nicht leichter machen im Vertrauen auf die ergänzende Kommunikation im folgenden Nachgespräch. 480 Hörer werden von dem Nachgespräch keine Hilfe erhalten. Ich halte daher das Gespräch zur Vorbereitung der Predigt für nützlicher.

7. Die Predigtvorbereitung im Gespräch,

auch Predigtkreis genannt, kann zunächst von einer günstigeren Situation ausgehen. Der Anschein der beckmesserischen Predigtkritik, die Konfrontation zwischen der persönlichen Anstrengung des Predigers und der Enttäuschung der Hörer, der Zwang, die gravierendsten Probleme auslassen oder bemänteln zu müssen, all diese unerfreulichen Entwicklungsmöglichkeiten des Predignachgesprächs bleiben den Teilnehmern an einem vorbereitenden Gespräch weithin erspart. Über eine stattgehabte Predigt kann man m. E. viel leichter reden anlässlich der Vorbereitung einer neuen Predigt als im „frontalen“ Nachgespräch. Deshalb begrüße ich die Entscheidung der Diözese Linz, der Sonntagspredigt in den Pfarren nicht durch die Einführung von Predignachgesprächen, sondern durch vorbereitende Predigtkreise neue Impulse zu geben.

Leichter als die genannten Möglichkeiten, im Gottesdienst selber Gespräche zu führen oder sonstwie dialogisch zu verfahren, wird die traditionelle Gemeinde es akzeptieren, daß bestehende oder neu zu schaffende Gruppen den Prediger bei der Vorbereitung beraten und unterstützen. Leichter als auf ein feed-back wird der Prediger auf ein vorbereitendes Gespräch eingehen können, das ihn kaum im gleichen Maße verunsichern dürfte. Und die wichtigsten Vorzüge des Dialogs, Erweiterung des Horizonts, Formulierung aus der Sicht des Laien, Pluralität der theologischen Möglichkeiten, kommen der Predigt und ihrer Hörerschaft durchaus zugute.

Für die Vorbereitung der Textpredigt im Gespräch hat R. Zerfaß eine hilfreiche Methode entwickelt¹⁰. Für den praktischen Gebrauch in der Diözese Linz konnte diese Methode mit freundlicher Genehmigung ihres Verfassers etwas vereinfacht vom Pastoralamt verbreitet werden. Die gemeinsame Auslegung in der Gruppe schreitet vom „Abhören“ des Textes in seiner liturgischen Gestalt zur Text- und Kontextarbeit anhand der Vollbibel fort und zum gemeinsamen Festlegen eines „Predigtkerns“; die konkrete Gestaltung bleibt dem Prediger überlassen.

Notwendigerweise! Da es keine gemeinsame Predigt im Sprechchor geben kann und der Prediger auch nicht zum Vorleser einer Gruppenresolution gemacht werden soll, muß dieser an irgend einem Punkt vom Zuge der gemeinsamen Arbeit abspringen und den Weg „vom Text zur Predigt“ auf eigene Faust fortsetzen. Das Gespräch beschränkt sich auf Beratung, Sichtung, Vorklärung, Anregung und kann und soll Freiheit und Verantwortung des Predigers nicht einschränken. Will die Gruppe direkter auf die Verkündung Einfluß nehmen, so stehen ihr andere Wege offen. Siehe oben unter Nr. 4!

Ausgehend vom Bibeltext könnte der Predigtkreis auch mit folgenden Mitteln zur Vorbereitung der Predigt beitragen:

⁸ Vgl. K. W. Dahm, *Beruf: Pfarrer*, München 1971, 257–263; Müller/Döring, a. a. O. 124–130.

⁹ Dahm, a. a. O. 251–257 u. 320 f; W. Bartholomäus, *Kleine Predigtlehre*, Zürich 1974, 142–147.

¹⁰ Siehe G. Biemer, *Die Fremdsprache der Predigt*, Düsseldorf 1970, 71–88. Ebd. 89–104 findet sich ein Aufsatz „Das Predigtgespräch“ von P. Siller.

- „Brainstorming“, zu deutsch „Gedankensturm“. Ein Bibeltext wird vorgelesen, eventuell kurz erklärt. Nun sagt jeder seine Anregungen, auch aufgreifend, was die anderen sagen. Methodisch wichtig ist dabei, daß niemand, was die anderen sagen, kritisieren soll. Diese Einschränkung verhilft dazu, daß auch Dinge gesagt werden können, die ungewohnt, neu, gefährlich klingen und ohne die genannte Vorschrift vielleicht vorschnell abgelehnt werden könnten und daher schon gleich gar nicht gesagt werden. Was beim brainstorming vorgebracht wird, schreibt sich der Prediger jedoch auf, oder besser: Alles wird auf eine große Tafel oder auf große Bögen geschrieben, so daß jeder das Gesagte vor Augen hat und überall anknüpfen kann.
- Kommentar lesen. Eine Vorbereitungshilfe für Prediger (Dreher, Kahlefeld, Läßle, Schreiner, Am Tisch des Wortes o.ä.) wird gemeinsam gelesen und wer etwas beizutragen hat, eröffnet das Gespräch. Stockt das Gespräch, so wird weitergelesen.
- Text und Kontext. Zur biblischen Lesung werden aktuelle Kontexte (Auslegungen, Ähnliches, Entgegengesetztes, Beispiele, Geschichten, Gedichte usw.) gesucht oder aus einer entsprechenden Sammlung vorgelesen¹¹. Jeder äußert, was ihn angesprochen hat. Bei diesem Verfahren wird man bald auf die Möglichkeit aufmerksam werden, ergänzend zum Vortrag der biblischen Lesungen und zur Predigt in der Messe selbst auch einmal einen aktuellen Text vorzulesen. Auch das wäre ein Schritt in Richtung auf sinnvolle dialogische Verkündung.

Der Predigtkreis muß sich keineswegs darauf festlegen, jeweils von den Bibellesungen der Liturgie auszugehen. Vielleicht kann der Prediger zu Beginn der gemeinsamen Arbeit schon einen Grundgedanken, einen Predigtentwurf oder eine fremde Predigt vorlegen, von der er ausgehen möchte. Die Gruppe äußert spezielle Interessen, Änderungswünsche, Ergänzungswünsche, Fragen und steuert Beispiele, aktuelle und lokale Hinweise usw. bei.

Ausgehend von der Situation der Gemeinde (statt vom Bibeltext) lassen sich drei typische Möglichkeiten aufzeigen:

- Die Gruppe führt ein informelles Gespräch über die aktuelle Lage der eigenen Gemeinde. Dabei werden sich Fragen ergeben, die in der Predigt aufgegriffen werden können.
- Oder es werden Zeitungen und Zeitschriften durchgesehen. Auftauchende religiöse und ethische Fragen werden erörtert, Bibelstellen und andere kirchliche Texte zur Sache zusammengetragen und dem Prediger angeboten.
- Die Gruppe kann auch von der letzten Predigt des anwesenden Predigers ausgehen und ihre weiterführenden Interessen an behandelter Sache bekunden.

Diese Art des vorbereitenden Gesprächs eignet sich besonders gut dazu, „mit der linken Hand“ zugleich die frühere Predigt nochmals aufzugreifen. Der Prediger kann dabei um ein differenziertes feed-back bitten. (Vielleicht mit den Fragen: Was war gut an der Predigt? Welche Wünsche sind offen geblieben?)

Treffen bei einem Vorbereitungsgespräch gegensätzliche Überzeugungen und Meinungen zutage, so bedeutet dies beileibe kein Unglück. Erstens ist es zu begrüßen, wenn Spannungen in der Gemeinde offen zur Sprache kommen. Zweitens bietet sich eine wichtige und fruchtbare Aufgabe für die Predigt an. Die entstandenen Parteien oder Interessengruppen können ihre gegensätzlichen Standpunkte schriftlich fixieren. Der Prediger kann sich dann zur Aufgabe machen, die gemeinsame Basis, die Möglichkeiten der Synthese oder die aus dem Widerspruch sich ergebenden praktischen Aufgaben zur Sprache zu bringen.

Die parteilichen Texte können darüber hinaus im Gottesdienst selbst vorgetragen werden. Dann erweitert sich der Bereich des Dialogischen über die Vorbereitung hinaus in den Gottesdienst selbst hinein.

¹¹ „Am Tisch des Wortes“ oder: W. Blasig (Hg.), Die Botschaft heute, Kontexte zum Evangelium (Bergmoser + Höller), Aachen 1975 ff.

Auf sehr originelle und wirksame Weise hat ein französischer Pfarrer seine Landgemeinde zur gemeinsamen Vorbereitung, ja zur Laienpredigt geführt. Abbé Pichard in L'Hotellerie bei Lisieux läßt den Sonntagsgottesdienst jeweils mit der Projektion von Diapositiven begleiten. An der Stelle der Predigt wird dabei eine Art Lichtbildervortrag gehalten, dessen Text und Bildfolge von einer Laiengruppe selbständig erarbeitet werden¹².

*

Man sieht: Die Frage, ob im Gottesdienst die traditionell monologische Predigt beibehalten oder das „Jahrhundert des Dialogs“ seinen Einzug halten soll, führt nicht ins Dilemma, sondern in ein sehr anregendes Spannungsfeld. Es zeigt sich eine Fülle methodischer und gestalterischer Möglichkeiten, in deren Kontext sich wohl keine Gemeinde grundsätzlich überfordert oder unbetroffen fühlen wird.

Freilich sind Beitrag der Laien und dialogischer Stil nicht nur eine Frage der Methodik und des Arrangements. Noch davor sind diese Dinge Fragen der Theologie in der Gemeinde und der geistlichen Dialogfähigkeit. Deshalb wird es sich vielerorts empfehlen, zunächst einmal im Rahmen des herkömmlichen Monologs, der Erwachsenenbildung, der Jugendarbeit, des Unterrichts, die religiöse und geistliche Kompetenz des Laien zu betonen, gutes Wetter zu machen für jene Laien, die als erste den Mut aufbringen werden, in der Gruppe oder gar im Gottesdienst von ihrem Glauben zu sprechen. Darüber hinaus verlangt das geistliche Gespräch vor allem zwei Voraussetzungen: geeignete Sprache und ein Klima, das jedem das Sprechen möglich und leicht macht. Vielleicht sollte der Pfarrer zunächst einmal an einem Kommunikationstraining teilnehmen, um seine eigene Gesprächskompetenz voll zu entfalten. Aber auch ohne Training kann man sich darin üben, zuzuhören, aufzunehmen, nachzufragen, zu bestärken, einzugehen auf Denk- und Redeart anderer. Mit dieser Aufgabe sind wir ja als Seelsorger immer konfrontiert. Vom Gruppenleiter, vom Initiator kann die ganze Gruppe das Zuhören lernen, das Gelten-Lassen, Aufeinander-Eingehen, die Freude am Gespräch. Und wo ein gutes Gesprächsklima entsteht, da findet man — mit einiger Geduld — dann auch die Wörter und last not least den Mut zu Taten.

¹² Siehe *Communicatio Socialis* 6 (1973) 342—350.